

# Übersetzen

April-Juni 2000 • 34. Jahrgang • Nr. 2

Karl Dedecius

## Übersetzer – Brückenbauer in Europa

Fangen wir mit dem Bild an, das uns das Thema aufgibt. Übersetzer als Brückenbauer. Übersetzer sind wir alle. Auch wenn wir keine Bücher übersetzen, sondern Reden halten, Urteile fällen, Geschäfte verrichten, Gesetze entwerfen – sind wir Übersetzer. Denn wir übersetzen unsere Gedanken in Worte und unsere Worte in das Verständnis der Adressaten.

Stellen wir uns vor, es gäbe diese und andere Übersetzungen nicht, es gäbe keine Übersetzer, dann wäre Europa, wäre die Welt ein Riesen-Babelturm, verständnislos füreinander. Ein Alptraum. Alle redeten, und niemand verstünde den anderen. Wir wissen es aus der Geschichte, daß Verständnislosigkeit meist in Katastrophen mündet. Die jüngsten Kriege ganz in unserer Nähe zeigen, wie wichtig Verständigungsbrücken sind. Die Luftbrücke in Berlin, seinerzeit, die Brücke in Mostar zwischen Christen und Muslimen, die Glienicke-Brücke, geöffnet seinerzeit für den Ost-West-Gefangenenaustausch. Brücken aller Art und Brücken überall. Die Brücke ist ein Bild, das uns die Brückenfunktion der Übersetzer anschaulich machen kann.

Das klassische Altertum hatte den Priester, den Mittler zwischen den Göttern und den Menschen, zwischen Himmel und Erde, *pontifex* – Brückenbauer – tituliert. *Pontifex maximus* hieß der Hohepriester, und Horaz nennt in seiner *Ars Poetica* den Dichter *interpret deorum*. Interpret der Götter. Dolmetscher der Götter, Mittler zwischen den Welten des Wissens, des Glaubens, der Phantasie.

Priester waren, und sind es heute noch, berufen, vertikale Brücken zwischen Gott und den Menschen zu bauen. Die irdischen Brückenbauer – als solche werden die Übersetzer apostrophiert – sind profane Mittler zwischen den Menschen und den Völkern, ihren Sprachen und Kulturen. Sie bauen horizontale Brücken vom Verständnis zum Einverständnis.

Die Sprache, der Stoff, aus dem unsere, der Übersetzer Brücken, gebaut werden, ist schlechterdings der Baustoff der Verständigung. Wo sie Mißverständigung schafft, steht sie im Dienste des Mißbrauchs.

Brücken sind schwierige, aber selbstverständliche Bauwerke, die die lebensnotwendige Kommunikation ermöglichen, die zwei oder mehrere voneinander getrennte Ufer zusammenführen, die Abgründe überwindbar machen. Brückenbau ist schwierig, noch schwieriger aber ist selbstverständlich das Abtragen ungeeigneter, lebensgefährlicher, zerstörter, unpassierbarer Brücken mit ihren Einsturzgefahren. Der Wiederaufbau der Übergänge und Annäherungen ist hier eine *conditio sine qua non*.

Es geht beim Brückenbau grundsätzlich um die Überwindung des Trennenden. Das Trennende kann unterschiedlicher Art sein. Es kann geographischer, historischer, ökonomischer, ideologischer Natur sein. Es kann die Zeit sein, es kann die Zeitung sein.

Hieronymus, der Bibel-Übersetzer, der Schutzheiliger der Übersetzer und der Freundschaft, war ein Trotz-kopf und ein Einsiedler; das sind Übersetzer alle, auch wenn sie in Großstädten leben und sich scheinbar angepaßt verhalten. Sobald Hieronymus konnte, flüchtete er aus Rom in die Wüste. Als er um 360 nach Christus in Trier theologische Studien trieb, flüchtete er oft aus der großen Bibliothek in seine Höhle an der Mosel, unweit der Abtei St. Marien, wo ihn nichts ablenkte, nicht irritierte, nichts kränkte. In einem Felsen, mit spärlichem Gesträuch drumrum, hatte er das ihm gemäße Gehäuse gefunden, einen Sitzplatz aus Sandstein, eine Feuerstelle daneben und mehrere Büchermulden in der zerklüfteten Wand. Abgeschirmt vom Lärm, von Blendung und Zwielicht. Dort saß er länger und lieber als in dem imposanten Trierer Büchersaal.

Etwas später, auf seiner Reise durch Kleinasien, machte der spätere Heilige eine Entdeckung: Die Sprache der Treverer, die er an der Mosel kennengelernt hatt, glich merkwürdig der Sprache der kleinasiatischen Kelten, der Galater. Die Idee seiner Entdeckung ließ ihn nicht los. Es war die Uridee allen Übersetzens: Entfernungen sind zu überwinden, Unterschiede zu überbrücken. Das Gemeinsame, das irgendwann vor der babylonischen Gefangenschaft, vor dem Verständigungschaos von Babel als Wurzel bestanden haben muß, läßt sich wiederherstellen. Und er lieferte einen Beweis dafür. Seine Bibelübersetzung.

Der Lyriker Paul Celan, der 1970 fünfzigjährig in Paris freiwillig aus dem Leben schied, ein an dieser Welt Leidender, litt an der spezifischen Faktographie, den falschen Bildern einer falschen Realität. Paul Celan schien sein Leben lang sprachlich gegen die Apokalypse und ihre Dunkelheiten anzukämpfen. Er wurde der Klagen vor ihm, um ihn und in ihm nicht Herr und unterlag dem »Mohn« seines »Gedächtnisses«, ohne die »Sprachgitter«, die ihn gefangen hielten, zu sprengen, ohne die »Atemwende« herbeiführen zu können (Alles Titel seiner Gedichtbände.)

Nun aber, Jahre nach seinem Tod, wird ein kleiner Vers aus seinem Nachlaß bekannt, der wie ein Vermächtnis an die Hinterbliebenen klingt, an alle, die für die Sprache und die Verständigung durch Sprache verantwortlich sind. (Celan war ein leidenschaftlicher und sehr fruchtbarer Übersetzer aus mehreren Sprachen.) Diesen Vers, vor kurzem in dem schmalen Nachlaßbändchen unter dem Titel »Eingedunkelt« veröffentlicht, darf ich als letzten Willen eines zeitgenössischen tragischen Poeten – über seinen Tod hinaus verpflichtend – optimistisch zitieren.

## SCHREIB DICH NICHT

zwischen die Welten  
komm auf gegen  
der Bedeutungen Vielfalt,  
vertrau der Tränenspur  
und lerne leben.

Dieses Vermächtnis der Einsicht – für Celan selbst zu spät – ist für uns wegweisend: Leben wir nicht zwischen den Welten, sondern in ihnen. Fürchten wir nicht die Vielfalt der Bedeutungen, sondern entschlüsseln wir sie und machen sie deutbar und deutlich. Vertrauen wir den Spuren der Trauer, die sich uns anvertraut, aber bleiben wir nicht in ihnen stecken. Lernen wir leben. Und das heißt: Lernen wir zusammenleben. Die Sprachen sind dazu da, diesen höheren Zweck zu erfüllen. Indem wir Sätze übersetzen, Sinn übertragen, Anmut und Harmonie aus einem Mutterboden in einen anderen verpflanzen.

Das Übersetzen geisteswissenschaftlicher oder schöngeistiger Werke ist für die Völker das, was für den Einzelorganismus des Menschen der Stoffwechsel oder der Blutkreislauf ist. Es kommt freilich auch darauf an, daß der Stoff und das Blut sich nirgendwo anstauen, sonst gibt es Krankheiten, Thrombosen. Das Blut muß in der Blutbahn frei kreisen, bis zu den Haarwurzeln und Fingerspitzen. Übersetzer, Dolmetscher transformieren und transportieren, formen und befördern; und ohne Um-Formung und ohne Be-Förderung, das wissen die Naturwissenschaftler, gibt es kein Leben.

Das Übersetzen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, von Land zu Land, die Begegnung mit interessanten Fremden, die zu intimen Freunden werden, die permanente Bereicherung eigener Erkenntnisse und Erfahrungen durch fremde Erkenntnisse und Erfahrungen ist ein wunderbares Abenteuer, das ich zum Beispiel nicht missen und niemals aufgeben möchte, obwohl ich mein Leben lang stets mit anderen Dingen beruflich zu tun haben mußte, also nur in der Freizeit übersetzen durfte. Ich weiß gut, warum Übersetzer, trotz ihrer schwierigen materiellen Voraussetzungen, trotz ihrer Mühen und Plagen, dennoch dieser Tätigkeit nachgehen – was oft genug von den Auftrag- und Geldgebern ausgenutzt, mißbraucht wird. Sie, wir sind Besessene, Überzeugungstäter und Liebende, die vom Gegenstand ihrer Liebe nicht loskommen, auch wenn er nicht selten Schmerzen und Enttäuschungen bereitet.

Ohne Brücken keine Verständigung und ohne Verständigung keine Einigung. So einfach ist das. Wer von Verständigung spricht, muß wissen, daß es Verständnis voraussetzt und daß das Verständnis die vornehmste Funktion des Verstandes ist. Hätten unsere Politiker, die zuständigen und verantwortlichen, etwas aufmerksamer unsere Übersetzungen aus der russischen, der polnischen, der tschechischen, der serbokroatischen Literatur gelesen, wären ihre Kenntnisse dieser Länder und Völker intimer und die Reaktionen auf die Konflikte in Osteuropa rechtzeitiger und kenntnisreicher. Denn es ist ja nicht so, daß aus diesen Ländern, aus ihren Publikationen nicht Signale, Warnrufe gekommen wären, die wir selbstverständlich übersetzt haben. Man begnügte sich aber mit den offiziellen Nachrichten, und diese erwiesen sich nicht immer als zuverlässig, oft irreführend. Natürlich sollte noch mehr übersetzt werden, aber es müßte vor allem mehr gelesen werden. Freilich, gelesen wird schon viel, das sieht man an den Vertriebsstatistiken der Verlage. Aber was? Die Einschaltquoten bestimmen die Quantität und Qualität, regeln Nachfrage und Angebot.

Vermittlerrollen sind deshalb schwierig, weil sie Vertrauen – nach beiden Seiten, von beiden Seiten – voraussetzen. Das deutsch-polnische Verhältnis, dies nur als Beispiel, war von tiefem Mißtrauen gekennzeichnet. Hier bot sich die Kultur, die kulturelle Zusammenarbeit, der Literaturtransfer als etwas Gemeinsames, gemeinsam, unbedenklich Gewolltes, Friedensstiftendes an. Diese kleinen, immer größeren »Trampelpfade« zueinander, Grenzen überwindende Stege wuchsen allmählich zu breiteren Straßen und Brücken, zu einem zuverlässigen Kommunikationswerk. Diese Aufgabe, das oft beschworene Friedenswerk, das vertrauensbildende Maßnahmen voraussetzt – diese Maßnahmen schaffen wir Übersetzer, bei aller Bescheidenheit darf man das an dieser Stelle sagen. Und dieses Friedenswerk ist ein Werk in Permanenz; niemals zu Ende, immer gefährdet. Kulturelle Zusammenarbeit ist wie das Atmen – auf ständige Fortsetzung angewiesen. Hört man damit auf, verwildern die Wege und brechen die Brücken zusammen.

Ich bekenne mich schuldig, daß ich an die europäische Renaissance 2000 immer geglaubt habe, an der wir alle arbeiten. Diese Vision hat mich nie verlassen und beflügelt mich ständig.

Verständnis suchen und finden erfüllt nicht nur einen literarischen oder geisteswissenschaftlichen Anspruch eines geschlossenen Kreises. Es dient allgemein der zwischenmenschlichen Annäherung in der Welt, oft über die historischen, wirtschaftlichen und anderen Gegensätze und Diskrepanzen hinweg. Es dient der Internationalität, unserer Zukunft.

Es gibt mehrere Möglichkeiten internationaler Zusammenarbeit und Vermittlung: Gesetzgebung, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur... Mir ist die letzte, die Kultur- und Wissensvermittlung die liebste. Kulturaustausch hat auch seine Schwierigkeiten, aber sie sind bei weitem nicht so problematisch und kostenaufwendig – und im Ergebnis so unsicher – wie die Rechtssprechung oder die Ökonomie, wenn es darum geht, zwei Ungleichheiten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Kultur als Medium schafft Verbindungen, also Vertrauen und Gemeinsamkeit, am einfachsten, am schnellsten und am nachhaltigsten.

Kulturaustausch wird oft als Geben und Nehmen umschrieben. Die Lateiner hatten dafür eine noch überzeugendere, weil zugleich motivierende Formel gefunden: »do ut des« – ich gebe, damit du gibst, oder umgekehrt: gib, damit dir gegeben werde. Kurz: Wollen und Können sind Verständnisvoraussetzungen.

Das »do ut des« entstammt übrigens dem Römischen Recht und bezieht sich auf folgenreiche staatstragende Entscheidungen: »Actus permutatorii aut dirimunt partes aut communionem adferunt« (aus *De iure belli et pacis*) was da heißt: Entweder trennen die austauschenden Handlungen und ausgetauschten Stoffe beide Teile, oder sie führen sie zu einer Verbindung: zur *communion* (»communione adferunt«). Eine Frage von Krieg oder Frieden, »belli et pacis«. Kleine Ursachen, Geben und Nehmen, und große Folgen, Krieg oder Frieden.

Sprache ist das, was uns zusammenführt oder auseinanderreibt. Der Sprache, der eigenen und der der anderen, schulden wir besondere Aufgeschlossenheit und Behutsamkeit. Der Philosoph Leszek Kołakowski hat 1972 in seinem Buch »Die Gegenwärtigkeit des Mythos« eine plausible Conclusio angeboten, die Zielsetzung und Mahnung zugleich ist. Sie lautet: »Kultur lebt stets aus dem Wunsch nach endgültiger Synthese

ihrer zerstrittenen Bestandteile und aus der organischen Unfähigkeit, sich diese Synthese zu sichern.« Diese paradoxe Situation – Wunsch einerseits, Unfähigkeit andererseits – gilt es aufzulösen. Es gilt, die Unfähigkeit, die Urbedürfnisse behindert, zu überwinden und neue Fähigkeiten der Synthese – unserer gemeinsamen Kultur – zu entwickeln.

Synthesen kommen zustande durch Verzicht auf hinderliche, auch im Grunde wertlose Nebenstoffe und durch Destillation der widerspenstigen, aber im Grunde verbindungsreichen Essenzen. Wissenschaft und Literatur sind hier gefragt und gerufen. Da, so sie sich auf der Höhe ihrer Aufgabe befinden, kreieren sie eine interessante, harmonisierende, zur Einheit und Ganzheit führende Verbindung von Kontrasten. Je größer die Kontraste und je kleiner der Spielraum, auf dem sie ausgetragen werden – der enge Raum eines Gedichts zum Beispiel –, desto wichtiger, stärker, wirkungsvoller das Ergebnis.

Gegensätze sind nämlich auf höheren Entwicklungsstufen nicht dazu da, sich zu bekämpfen, sondern sich gegenseitig zu potenzieren, zu verbinden, schließlich neue, höhere Synthesen einzugehen. Die Menschen verbindet die Anziehungskraft der Gegensätze. Wären wir uns näher, ähnlicher, gleicher, wären wir uns auch uninteressanter, gleichgültiger. So aber sieht jeder bei dem anderen Qualitäten, die er selber nicht besitzt, aber insgeheim besitzen möchte. Es gilt, dem Konflikt – auch der Sprachen – eine vernünftige Richtung zu geben: die der Synthese und der Symbiose. (...)

Witold Hulewicz, einer der Redakteure der expressionistischen Zeitschrift »Die Fähre« in Posen, war passionierter Übersetzer von Rilkes Dichtung. Ihm widmete Rilke 1924 ein Gedicht, das den sensiblen Kern der dichterischen und der forschenden Wechselbeziehung zwischen den Sprachen, zwischen den Kulturen, zwischen den Völkern genau erfaßt. Das Gedicht lautet:

Glücklich, die wissen, daß hinter allen  
Sprachen das Unsägliche steht;  
daß, von dort her, ins Wohlgefallen  
Größe zu uns übergeht!  
Unabhängig von diesen Brücken,  
die wir immer, aus jedem Entzücken  
in ein heiter Gemeinsames schau'n.

Ich wiederhole die Signalwörter dieses Gedichts: Glücklich, Wissen, Wohlgefallen, Größe, Unabhängigkeit. Mit Verschiedenem bauen, Gemeinsames schau'n. Diese sinngebenden Vokabeln sind die Grundpfeiler unserer Brücke.

Verstand, Verständnis, Verständigung sind auf Vermittlung angewiesen. Die Begriffe Vermittlung, Mittlerschaft, Mittler haben ihre Wurzel in dem Wort Mitte, das zweierlei Assoziationen wecken kann: positive – den Kern der Sache betreffende: das Gleichgewicht der »aurea mediocratas«, der goldenen Mitte der Horazschen Poetik, den Mittelpunkt als Achse, um die sich Räder, Kreise, Kugeln drehen; und negative – wie Mediokrität, Mittelmäßigkeit, Scheu vor der zentrifugalen Kraft, dem größeren Radius nach links und nach rechts oder rundum.

Kriegerische Zeiten, Zeiten der Unruhe, des Umbruchs, des Wandels sind von Natur aus zentrifugal, sie fliehen das Zentrum, die Mitte, das Vermittelnde, den Mittelpunkt.

Wenn die Zerreißproben aber ihr Experiment zu weit getrieben haben, sich in den Nebelfeldern der Ränder, der Extreme verlieren, dann ist wieder das Medium gefragt.

Wir leben in Zeiten einer geradezu pausenlosen medialen Information. Obwohl uns die Massenverkehrsmittel und die omnipotenten touristischen Unternehmungen fast jede persönliche Anschauung möglich machen (oder abnehmen), sind wir dennoch nicht immer im Bilde. Im Bilde sind wir erst und eigentlich, wenn wir uns der Werke der Kunst und der Wissenschaft bedienen, die uns weiter helfen als die Faktographie der bebilderten Zeitung.

Unsere Zeiten sind nach wie vor kriegerisch, es sind Zeiten der Unruhe, des Umbruchs. Wie halten wir es also mit der Verantwortung, mit der Politik, wenn wir ästhetisch gestimmt sind, ein schönes Gedicht übersetzen, uns von einer klugen, eleganten Prosa hinreißen lassen?

Glauben wir ja nicht, wenn wir schöngestige Literatur, Gedichte, oder wissenschaftliche Werke übersetzen, dies sei eine unpolitische Tätigkeit: die dazu nötigen Kontakte, die Auswahl, die Qualität, die Wirkung, das alles ist mittelbar oder unmittelbar politisch. Wisława Szymborska, die Goethepreisträgerin von 1991 in Frankfurt und Nobelpreisträgerin von 1996 in Stockholm, hat es in einem sehr schlichten Gedicht plausibel gemacht:

Kinder der Zeit  
Wir sind Kinder der Zeit,  
die Zeit ist politisch.  
Alle deine, unsere, eure  
Tagesgeschäfte, Nachtgeschäfte  
sind politisch.  
Ob du willst oder nicht,  
die Vergangenheit deiner Gene ist politisch,  
die Haut hat politischen Schimmer,  
die Augen politischen Aspekt.  
Wovon du sprichst, hat Resonanz,  
wovon du schweigst, ist beredt,  
so oder anders politisch.  
Sogar wenn du gehst, im Wald und auf der Heide,  
setzt du politische Schritte  
auf politischem Boden.  
Die apolitischen Verse sind auch politisch... usw.

Als ich 1990 in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekam, rief mich noch am gleichen Tag eine Zeitung an und fragte, ob es mich nicht kränkt, daß dieser Preis ein politischer ist. Ich antwortete kurz: im Gegenteil. Es ehrt mich, denn politisch ist alles im Leben, auch wenn wir es nicht wahrhaben; und dieser Preis ist ja ein friedenspolitischer, und dieser Politik sollten wir doch heute alle verpflichtet sein, alle Autoren, Übersetzer, Verleger.

Der Nobelpreisträger von 1980, Czesław Miłosz, macht in einem seiner allerletzten Bücher, dem ABC, ein ähnliches Geständnis wie Lechoń. Ich zitiere eine Passage daraus:

»Rationalisieren läßt sich die Liebe zur Sprache nicht, ebensowenig wie man die Liebe zur Mutter rationalisieren kann. Sie ähneln sich beide, sagt man doch nicht umsonst: Mutter-Sprache ... In der Sprache war ich Bewohner einer idealen Landschaft, die mehr in der Zeit als im Raum vorhanden war. Gebildet haben sie die alten Übersetzungen der Bibel, Kirchenlieder, die Klassiker Kochanowski, Mickiewicz. ... Dichter und Übersetzer richteten die Sprache ein, deren sich Mickiewicz und Słowacki bedienten. Je näher der Gegenwart, desto mehr Übersetzer-Persönlichkeiten machten mir bewußt, daß Übersetzungen für die Entwicklung und die Wandlungen der Sprache große Bedeutung haben.«

Der Germanist und Komparatist der Universität Erlangen Prof. Jürgen Lehmann hat vor kurzem im Univer-



sitätsverlag C. Winter in Heidelberg eine Arbeit über Celan veröffentlicht, die im ersten Absatz gleich mit einem ähnlichen Gedanken beginnt. »Ein nicht unwesentlicher und bislang noch viel zu wenig beachteter Bestandteil des Nachlasses von Paul Celan besteht aus unveröffentlichten Übersetzungen amerikanischer, rumänischer, französischer und russischer Texte. Quantität und Qualität dieser Arbeiten belegen einmal mehr, wie wichtig diese Art der schöpferischen Auseinandersetzung mit anderen Sprachen und Literaturen für Celan gewesen ist.«

Vergessen wir nicht: Wenn wir etwas für die fremden Sprachen tun, tun wir vor allem auch etwas für unsere eigene Sprache. Ich wage zu behaupten, daß deutsche Sprache und Literatur einen guten Teil ihres Reichtums aus der Mehrsprachigkeit ihrer Autoren schöpft, weil ihr Schreiben zugleich ein Denken in mehreren Sprachen und Welten ist; dadurch werden unsere Wortfelder, Satzbausteine, Bausysteme vielfältiger, und Vielfalt ist Reichtum – nur unreflektiert und ungeordnet wird daraus Chaos.

Es verdiente genauere Untersuchung, wieviel die Sprache von Grass dem Kaschubischen verdankt, die von Siegfried Lenz und Bobrowski dem Pruzzischen, die von Bienek dem deutsch-polnischen Grenzland-Schlesisch, die von Celan dem Rumänischen, Russischen, Talmudischen. In der Verleihungsurkunde zum Georg-Büchner-Preis 1958 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung an Paul Celan heißt es: »Seine Übertragungen französischer und russischer Lyrik haben dem deutschen Gedicht neue Sensibilität gegeben.«

Seien wir gerecht: daß es in Deutschland und in Polen, als Beispiel, so viel übersetzte und so viel gut übersetzte Literatur gibt, kann daran liegen, daß das Übersetzen hier wie dort immer ernst genommen, hochgehalten, und nicht gar so selten gewürdigt wurde und wird.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, im Zeitalter des Modernismus, als das Polnische zu einer künstlichen Floskelsprache zu verkümmern drohte, schaffte die einsame Tat eines Übersetzers, des Tadeusz-Boy Zeleni, der Bahnhofsarzt in Krakau war, die Erneuerung seiner Muttersprache: abgesehen davon, daß er den Polen erst eigentlich – in nahezu 200 Büchern – die französische Literatur erschlossen hatte. Er übersetzte Villon und Molière, Proust und Gide, Balzac und Montaigne, Voltaire und Stendhal, und sein Werk bezeugt es: Ist sprachliche Verwandlungsfähigkeit vorhanden, (und diese braucht jeder Übersetzer), dann kann *ein* Übersetzer *mehrere*, auch unterschiedliche Autoren und Literaturen erfolgreich übersetzen, wenn er es kann. Der Dichter Jan Lechoń gestand vor kurzem in seinen Tagebüchern, daß er polnische Prosa zu schreiben bei Boy, aus dessen Übersetzungen, gelernt habe.

Wer aus Frankfurt kommt wie ich und im Jubeljahr des Dichters mit keinem Wort auf ihn zu sprechen käme, würde wohl bei seiner Rückkehr vor den Toren Frankfurts gesteinigt werden. Also lassen Sie mich einmal auch unser aller Über-Vater zitieren.

Da sich bei Goethe ein Beleg für alles findet, findet sich auch einer für uns: Eine schöne, artige, graziöse Verbeugung vor der Kunst der Übersetzer. Das Gedicht heißt »Ein Gleichnis«.

Jüngst pflückte ich einen Wiesenstrauß,  
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;  
Da hatten von der warmen Hand  
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.

Ich setzte sie in frisches Glas,  
Und welch ein Wunder war mir das!  
Die Köpfe hoben sich empor,  
Die Blätterstengel im grünen Flor,  
Und allzusammen so gesund,  
Als stünden sie noch auf Muttergrund.  
So war mir's, als ich wundersam  
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Für einen, der sich abmüht, die Welt, die Sprachen, die Literatur der anderen interpretierend zu verstehen, ist dieses Goethe-Gedicht mit der überraschenden schönen Schlußpointe (nach einem eigentlich floristischen Stimmungsbild) höchste Genugtuung. Schon das andere, bekanntere Goethe-Gedicht vom Ginkgo-Blatt war mir Zuspruch und Trost wegen der vom Dichter bewundernten »Doppelzüngigkeit« des Blatts.

Das Gedicht steht im Buch Suleika des *West-östlichen Diwans*. Goethe faszinierte die Beschaffenheit des Blattes – wie zweigeteilt, und doch eine Einheit –, eines Blatts, das Trennung und Gemeinsamkeit, Fremdheit und Vertrautheit versinnbildlicht, genau wie es die Unterschiede und Gemeinsamkeiten unserer Sprache tun. Erinnern wir uns, was dem Dichter beim Anblick des Ginkgo-Baumes einfiel:

Dieses Baums Blatt, der vom Osten  
meinem Garten anvertraut,  
gibt geheimen Sinn zu kosten,  
wie's den Wissenden erbaut.  
Ist es ein lebendig Wesen,  
das sich in sich selbst getrennt?  
Sind es zwei, die sich erlesen,  
daß man sie als eines kennt?  
Solche Fragen zu erwidern,  
fand ich wohl den rechten Sinn:  
Fühlst du nicht an meinen Liedern,  
daß ich eins und doppelt bin?

Goethes Gedicht reizt, der botanischen Beschaffenheit dieser Pflanze nachzugehen, ihrer Zweilappigkeit und Zweihäusigkeit, ihrer Doppelgeschlechtlichkeit nachzuspüren. Es gibt schmale männliche Ginkgos, und es gibt runde weibliche. Der Mechanismus der Fortpflanzung dieses Baumes gleicht mit kleinen Unterschieden dem der Tiere, aber auch dem der Kryptogamen, der Sporenpflanzen. Kurz: Ginkgo biloba ist ein Sinnbild für das Zwiefache des Übersetzungsprozesses.

Der Ginkgo ist hartnäckig, wie das Geschäft des Übersetzens, oft totgesagt, und doch immer wieder zu neuen Blüten erwachsen, auch wenn seine anspruchsvollen Blüten erst spät, nach 40 Jahren, zum Vorschein kommen, wie der Erfolg eines Übersetzers oft auch. Der Ginkgo hat das Mesozoikum Millionen von Jahren überlebt (man sagt, 250 Millionen Jahre), seine Unverwundlichkeit gilt als gesichert, seine Fortpflanzung auch, wie die der Übersetzungen, ohne die es kein artikuliertes Leben auf diesem Globus gäbe. Denn wo zwei Menschen auch nur zusammenkommen wollen, müssen sie sich mitteilen, das heißt das Eigene ins andere, dem anderen Verständliche übersetzen. Sprechen ist Übersetzen.

Die Chinesen haben Ginkgo biloba als Medizin bereits 2800 Jahre vor Christus gekannt. Die Heilkraft unserer Sprachvermittlung sollten wir auch unter diesem Aspekt entdecken. Die Anwendung des Ginkgo als Heiltee oder als Wundpflaster wird empfohlen bei »Hirnleistungsstörungen mit Symptomen wie Schwindel, Ohrensausen, Kopfschmerzen, Gedächtnis- und Konzentrationsschwäche« (das habe ich einem Apothekenprospekt entnommen). Die Hersteller der Arznei garantieren absolute Verträglichkeit und hervorragende

Wirkung auf die Funktionen des Energiestoffwechsels, der intellektuellen Leistungsfähigkeit.

Ginkgo biloba als Wappenblatt der Übersetzer:  
»Fühlst du nicht an meinen Liedern,/ Daß ich eins und doppelt bin? ...«

Das Gedicht »Ein Gleichnis«, das erste, das ich zitiert habe, gibt dem Übersetzer Mut. Goethe, der Allwissende, hört sein Gedicht in fremder Sprache und ist nicht befremdet, findet sich nicht mißverstanden, nicht entstellt – sondern wundersam. Ihm ist wundersam, sein deutsches Gedicht in der fremden Sprache zu hören, so straff und gesund, als »stünde es noch auf Muttergrund«. Die neue Tonleiter der fremden Sprache scheint ihm für sein Gedicht ein neues Glas mit frischem Wasser. Eine Wiederbelebung. Übersetzungen als Wiederbelebung. Welch ein schöner Gedanke.

Wenn ein Übersetzer das Werk eines fremden Autors liest, für sich entdeckt, in seine Erfahrung, Skala, Sprache überträgt, dann wird das Fremde teilweise oder ganz, je nachdem, sein Eigenes, ganz gleich, ob es früher schon so oder ähnlich in seinem Bewußtsein, seiner Spracherinnerung kodiert war und nur mit Hilfe der Lektüre wiederentdeckt wurde, oder ob es erst durch den symbiotischen Akt Eigenes geworden ist. Lektüren sind Wanderungen durch ein Spiegelkabinett. Weiten, Nähen, Ecken und Winkel, und überall stoßen wir aufeinander: wir und unser anderes Ich. Was davon zustandekommt und übrigbleibt, sind Übersetzungen und Interpretationen. Die Deutung schafft neue, lebendige Bedeutungen. Wo Übersetzungen als schöpferischer dialogischer Akt unter aktiver Beteiligung zweier entstehen, sind sie ein Doppelbesitz. Darin besteht die Faszination des Übersetzens, ihr geistiger Eros, ihre Zeugungskraft. Die ars poetica ist eine ars amandi – und umgekehrt.

*Festvortrag am 6. November 1999 in Weimar  
anläßlich der CEATL-Konferenz 1999*

Margarete Längsfeld

## Für die Frau – nicht gegen die Sprache

Der Begriff »fraueinbindendes Übersetzen« ist mir erstmals begegnet, als ich zur Teilnahme an der Tagung »Übersetzung aus aller Frauen Länder: Theorie und Praxis feministischer Übersetzung« in Graz eingeladen wurde. Was natürlich nicht heißt, daß ich vorher nicht frauenfreundlich übersetzt, geschrieben oder gesprochen hätte. So sage ich nicht mehr »ich bin kein Mensch...« mit anschließendem männlichen Artikel: »Ich bin kein Mensch, der gern früh aufsteht«; der weibliche Artikel dahinter, »kein Mensch, die«, ist ein sprachliches Ungetüm, also bin ich »keine« oder »keine Frau, die früh aufsteht«. Diese Formulierung ist nicht nur mündlich in Ordnung, sie paßt auch in literarische Texte.

Den Begriff »fraueinbindendes Übersetzen« möchte ich erweitern zu »fraueinbindende Sprache« bzw. »nicht sexistischer Sprachgebrauch« – denn die Sprache ist es, womit ich es als Übersetzerin unabhängig vom Inhalt des Textes zu tun habe. Deshalb war mir von vornherein klar, daß ich das Thema von der Sprache her anpacken möchte, denn die hat für mich Vorrang; alles andere muß sich ihr unterordnen. Wie kann ich nun Frauen einbinden, ohne der Sprache Gewalt anzutun? Mit dieser Frage stand der Titel meines kurzen Referates fest: Für die Frau – nicht gegen die Sprache.

Aus meinem Übersetzerinnenalltag möchte ich ein paar Tricks nennen, wie sich frauenfreundlich formulieren läßt, ohne daß die Sprache verhunzt wird. Dabei muß allerdings zuweilen zwischen »fraueinbindend«, »Frauen nicht ausschließend« und »geschlechtsneutral« unterschieden werden. Unsere Sprache hat nun mal drei Geschlechter; meine Ausgangssprache, das Englische bzw. Amerikanische, tut sich da leicht, weil die meisten Substantive geschlechtsneutral sind. Aus »the teachers« wird, sofern eindeutig beide Geschlechter gemeint sind, wörtersparend im Sachbuch LehrerInnen mit dem großen I, auf das ich gleich noch kurz eingehen werde; in einem belletristischen Werk kann es je nach Textqualität Lehrerinnen und Lehrer (*ladies first*) heißen bzw. der Lehrkörper (wieder ein männlicher Artikel, aber die männliche Form des Berufsstandes wird vermieden, und die Tätigkeit steht im Vordergrund), die Lehrerschaft (hier haben wir zwar die männliche Berufsbezeichnung, aber zum Ausgleich den weiblichen Artikel) oder, geschlechtsneutral, das Kollegium. In der Einzahl bleibt mir, wenn das Geschlecht nicht näher bestimmt ist, die Wahl zwischen der neutralen Lehrkraft (mit weiblichem Artikel!) und der männlichen bzw. weiblichen Form. Versteht sich, daß es dann eine Lehrerin ist! An dieser Stelle nun kurz zum großen I, das einst als nahezu geniale Lösung gepriesen wurde. Sprachlich durchaus kein Meisterwerk, hat es, vielleicht gerade deswegen, ein erzieherisches Werk vollbracht, und die meisten schreiben nun doch lieber die weibliche und die männliche Form nebeneinander. Deshalb darf das große I getrost allmählich wieder verschwinden, es wäre nicht schade drum. Und mündlich war es von vornherein ein Unding, einfach weil es sich nicht sprechen läßt. Beim Sprechen fällt die männliche Form unter den Tisch – was durchaus in der Absicht der Erfinderinnen gelegen haben mag, aber nicht Sinn der Sache gewesen sein kann. Es läßt sich bei manchen Substantiven auch bestens vermeiden – Kundschaft klingt allemal besser als KundInnen mit großem I. Und den weiblichen Artikel haben wir obendrein.

Vielleicht fällt auf, daß ich das Wörtchen »man« nicht verwende – ich gehe ihm hier ganz bewußt aus dem Weg, auch um zu zeigen, wie gut sich das machen läßt. Im Alltag und in literarischen Texten meide ich es durchaus nicht, unter anderem deshalb, weil es klein geschrieben, mit einem »n«, dem englischen »man« entspricht, das ja zunächst einmal Mensch heißt und nicht ausschließlich etwas mit dem großgeschriebenen Mannsbild mit zwei »n« zu tun hat. Und zu den Menschen zählen wir Frauen unwiderlegbar, auch wenn hier im Singular der Artikel wieder mal männlich ist. Um die Frauen einzubinden – Entschuldigung, das klingt ein bißchen wie Bücher einbinden, aber der Terminus ist nun mal geboren –, soll es dann Männer und Personen oder gar Menschen und Menschinnen heißen – oder, ganz merkwürdig, MenschInnen mit großem I? Habe ich alles schon gelesen.

Das Wort »Person« mit seinem weiblichen Artikel ist schon eigenartig. In der Einzahl wird es meistens eher abfällig benutzt, dabei ließe es sich so schön für den weiblichen Menschen verwenden – im Plural wird es in den Medien gleichbedeutend neben Menschen benutzt, und niemand käme auf die Idee, darunter nur Frauen zu verstehen. Schade eigentlich.

Wie gesagt, ich habe das »man« vermieden – das analog dazu kreierte »frau« verwende ich ungern, habe mich aber früher nicht dagegen gesträubt, wenn ein Frauenverlag meinen Text – wohlgemerkt, nur im Sachbuch – entsprechend den Verlagsgepflogenheiten

geändert hat. Allerdings habe ich mir inzwischen angewöhnt, so zu formulieren, daß von Verlagsseite kein einziges »man« in meiner Übersetzung durch ein klein geschriebenes »frau« ersetzt werden muß – es kommt einfach nicht vor, denn ich weiche aufs Passiv aus. So *läßt sich* das kleine »man« bestens vermeiden – ich sage nicht, *man kann* es vermeiden.

Übrigens ist auf diesem Gebiet ein schöner Erfolg der Bemühungen der Frauenbewegung zu vermelden: Das ehemals übliche »man nehme« ist aus Kochrezepten verschwunden. Dabei wäre gerade dieses »man« ein schöner Beweis, daß es ganz und gar nicht frauen-diskriminierend verwendet wurde – war doch die Küche dazumal die Domäne der Frauen! Und wo wir gerade bei den kleinen Erfolgen sind – hier einer, der nichts mit »man« zu tun hat: Neulich fiel mir eine Bildunterschrift in einer Zeitung auf. Da hieß es über ein musikalisches Duo, eine Sie, ein Er: Das Duo Soundso nach dem Auftritt. Die Zeitungen sind sensibler geworden, früher hieß so etwas »das Duo Elke und Ernst nach *seinem* Auftritt« – der sächliche Artikel war gemeint, es klang aber nach dem Auftritt der männlichen Duo-Hälfte.

Ich bemühe mich, wie gesagt, um einen frauenfreundlichen Sprachgebrauch – sofern die Sprache es zuläßt, ohne sonderbare Blüten zu treiben. Gegen Formulierungen wie »sein eigener Herr sein« sträubt sich meine Tastatur nur dann nicht, wenn von Männern die Rede ist; Frauen stehen auf eigenen Füßen (und nicht ihren Mann), sie sind selbständig, beherrschen *fachkundig*, nicht *fachmännisch* ihr Metier; *selbst ist die Frau* läßt sich vorzüglich benutzen, ohne ironisch zu klingen. »Sie ist ihre eigene Herrin« – na gut, wenn keine was dagegen hat, dem Herrn eine weibliche Endung anzuklatschen.

Zum Thema »geschlechtsneutral formulieren« nenne ich ein kleines Beispiel aus einem Buch, das bei den Vorläufern der Eskimos um 6000 vor Christus spielt. Der englische Satz lautet: »Women were warriors in ways that men would never understand.« In meiner Übersetzung wurden die Frauen nicht zu Kriegerinnen, weil sie sich mit den Männern auf eine Stufe stellen und sich nicht durch eine andere Bezeichnung abgrenzen. Um sie nicht Krieger nennen zu müssen, sind sie bei mir *auf andere Weise kriegerisch* als Männer.

Zurück zum Heute: Ich begegne immer wieder durchaus feministischen Frauen, die kein Problem mit der männlichen Berufsbezeichnung haben, sie bezeichnen sich fröhlich als Anwalt, Musiker etc. Und meistens handelt es sich dabei um sehr selbstbewußte Frauen. Ihnen die sprachliche Problematik des Fraueneinbindens bewußt zu machen, ist besonders schwierig. Da hilft nur Beharrlichkeit. Und Formulierungen, die so in die Alltagssprache eingegangen sind, daß sie nicht als frauenausschließend wahrgenommen werden, lassen sich nur durch stetigen »Gegengebrauch« allmählich verändern: Mann und Frau bleiben nach der Scheidung nicht gute Freunde, sondern befreundet. Schwieriger ist es schon, wenn man sich mit guten Freunden beiderlei Geschlechts trifft. Ich treffe mich mit befreundeten Menschen, Personen? Sicher könnte hier im Alltag von Freundinnen und Freunden die Rede sein, aber noch spricht so fast niemand. Aber es gibt ja auch gute Bekannte. Übrigens, apropos niemand – hoffentlich stört sich keine daran, daß das kleine »man« darin enthalten ist. Ich jedenfalls ziehe es der eher männlichen Form »keiner« vor. Die Formulierung »Sie ist eine Niemand« finde ich allerdings sehr gewöhnungsbedürftig.

In vielen Fällen läßt sich ein konstruierter Plural anwenden, der per se beide Geschlechter einbindet. Ich

zitiere hier pars pro toto aus dem Nachwort einer Autorin, die mit Geschichten und Märchen aufgewachsen ist. In meiner Übersetzung klingt ihre Folgerung so: »Dies ist, wie alle Lesenden und Schreibenden wissen, der Stoff, aus dem Romane sind – der unglaubliche, fruchtbare Boden, dem die verlockenden und verführerischen Wörter entspießen, welche Erzählende und Zuhörende gleichermaßen anziehen.« Zitat Ende. So habe ich die Klippe der Wiederholung – Leserinnen und Leser, Autorinnen und Autoren etc. umschifft. Aber Vorsicht bei alten Texten und solchen, die in älterer Zeit spielen!

Und nach wie vor sprießen natürlich auch die Stilblüten. Ich nenne ein paar Beispiele, die ich in Zeitungsartikeln gefunden bzw. gehört habe: Einem Verein gehörten Mitgliederinnen und Mitglieder an, geschrieben wurde das Ganze mit besagtem großen I. Ein weiblicher Amtmann wurde als Amtmännin tituliert. Muß das sein? Gegen Amtfrau ist doch nichts einzuwenden. Braucht Finnland eine Staatsoberhäuptin? Wäre der Plural dann Staatsoberhäuptinnen? Frau kann's auch übertreiben.

*Referat für den Kongreß »Übersetzung aus aller Frauen Länder: Theorie und Praxis feministischer Übersetzung« im Juni 2000 an der Karl-Franzens-Universität Graz*

### Zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Thomas Reschke

Lieber Thomas,

ich will Dir im Namen unseres Übersetzerverbandes ganz offiziell zum Bundesverdienstkreuz gratulieren, ebenso jedoch persönlich: als einer, der Dich seit fast genau einem Dritteljahrhundert (eine bedenkliche Zahl, unser Alter betreffend) als einen der besten und fleißigsten Übersetzerkollegen in deutschen Landen kennt, respektiert und schätzt. Wenn es mich so freut, daß Dir ein hoher Orden verliehen wird, dann denke ich nicht nur an die Lebensleistung – jene unglaublich lange Liste von erstklassigen russischen Autoren, die Du dem deutschen Leseublikum erschlossen hast, immer in bestechender Qualität – sondern ebenso an den politischen Menschen, der in un-guten Zeiten immer wieder unerschrocken den Mund aufmachte, wo es Gelegenheit dazu gab, der durch skeptische Zwischenfragen das Pathos der Schönredner durchlöchernde und mit ein paar Fakten – etwa über den stalinistischen Terror oder den inszenierten Ablauf eines DDR-Schriftstellerkongresses – die Optik korrigierende. Einer, der keine lange Gewissensprüfung anstellte, bevor er seine Solshenizyn-Bände verlieh, die zugleich kostbaren und gefährlichen, die für den Verleihenden auch kostspielig werden konnten. Ein Mann mit Zivilcourage eben, der sich heute aus keiner Himmelsrichtung Belehrungen zu diesem Punkt anzu-hören braucht.

Daß es so einen trifft, den Richtigen und Hochverdienten, das freut mich, und es ehrt auch unseren insgesamt zu wenig – aber letzthin doch schon gelegentlich einmal – anerkannten Berufsstand und macht manchem unter uns vielleicht ein wenig Mut in der oft unerquicklichen Mühsal und Misere des Alltags.

Mit herzlichem Gruß, Joachim Meinert



Khosrow Sabetghadam

## Wie ist es denn im Iran?

Das erste Mal, daß ich auf das Problem der deutschen (Literatur-) Übersetzer, in Büchern genannt zu werden, aufmerksam wurde, war, als ich ein Interview mit der Übersetzerin Irmgard Hölscher in *Listen*, 50/1998 las. Da erfuhr ich, daß sich die deutschen Übersetzer eine Erwähnung in den Büchern sowie in den Werbeanzeigen erkämpfen mußten bzw. immer noch müssen.

Ein paar Monate später las ich in *Übersetzen* 4/1999 den Bericht von Susanne Höbel über die ALTA-Konferenz im Oktober '99. Da erzählt sie – wenn ich sie richtig verstanden habe, mit Sehnsucht und Bewunderung, oder zumindest mit positiver Bewertung –, daß der Übersetzer in Amerika häufig »eine ausführliche Einführung oder ein kritisches Nachwort zu dem Text sowie zu seiner Übersetzung schreibt.«

Mußte ich nicht erstaunt den »elektronischen Stift« zur Hand nehmen und diesen kurzen Beitrag schreiben, bedenkt man, daß die oben genannten »Rechte«, von denen die deutschen Übersetzer sprechen, als seien sie brandneue Phänomene, im Iran seit etwa 150 Jahren als selbstverständlich gelten?

Ja, es ist tatsächlich so. Dort wurden die Übersetzer schon immer, selbst von den Menschen, die ihre Übersetzungen nicht lesen konnten, als jemand verstanden, der etwas Wichtiges macht, nämlich Kultur und Literatur vermittelt und Menschen mit neuen Welten – aber in ihrer altvertrauten Sprache – bekannt macht.

Ich muß zugeben, daß ich mich, als ich anfang Deutsch zu lernen und tonnenweise deutsche Literatur aus der Bibliothek oder Buchhandlung holte, oft beim Kauf eines Buches oder beim Lesen fragte, wo steht denn der Name des Übersetzers? Und wo steht, aus welcher Sprache das Buch übersetzt worden ist? Ich war es ja nicht gewohnt, diese Informationen nicht auf den ersten Blick zu sehen.

Die gute Tradition, den Übersetzer gleich auf dem Umschlag zu nennen und zwar genauso groß gedruckt wie der Name des Autors, bestand im Iran von Anfang an wie selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich war es (und ist es immer noch), daß der Übersetzer dem Text eine Einführung oder ein Vorwort vorausschickt. »Es handelt sich ja um eine Übersetzung, also um einen Text aus einer ›fremden‹ Sprache und oft aus einer ›fremden‹ Kultur, die mir als Leser normalerweise nicht vertraut sind«, so war und ist die Logik der Menschen dort. In diesen Einführungen finden sich allerlei Informationen: Über den Autor, über das Buch, über die Umstände, unter denen das Buch geschrieben worden ist, über die persönlichen Probleme des Übersetzers während des Übersetzens, über die Probleme des Übersetzens allgemein, über die sprachlichen und kulturellen Unterschiede der jeweiligen Ausgangs- und Zielsprache und so weiter.

Möglicherweise hat zu dieser Selbstverständlichkeit die historische Tatsache beigetragen, daß die ersten Bücher, die ins Persische übersetzt wurden, aus für die damalige Zeit und Kultur *sehr* fremden Sprachen und Kulturen kamen, nämlich aus dem Französischen und später auch aus dem Englischen. Also nicht etwa von den Nachbarländern oder auch nur vom gleichen Kontinent. So sahen sich die iranischen »Urübersetzer« verpflichtet (gezwungen?), ihren Übersetzungen eine erklärende Einführung beizufügen, um den Leser mit notwendigen Grundinformationen zu versorgen. Hinzu

kommt, daß der iranische Übersetzer – da es jetzt noch so ist, kann ich vermuten, daß es schon damals so gewesen ist – sich keinesfalls seinem »Autor« untergeordnet sehen wollte, da er aus seiner Logik heraus dazu keinen Anlaß sah, denn ohne Übersetzer existiert ja der Autor in der jeweiligen fremden Sprache nicht.

Aber ob ich »Gott sei Dank« sage, wenn ich an diese im Iran als selbstverständlich geltenden Rechte denke, während ich die Situation in Deutschland bedauere? Nein.

Die Freude wird uns damit verdorben, daß uns so gut wie kaum Honorare, Gewinnbeteiligungen und Garantiesummen zustehen: Die durchschnittliche Auflage für ein »normales« Belletristik-Buch liegt bei 5000. Man berechne die Gewinne der Verlage und daraus die Honorare der Übersetzer. Ganz zu schweigen von den Autoren- und Übersetzmorden im letzten Jahr sowie von den für deutsche Übersetzer unvorstellbaren Zensurmechanismen.

Aber wie sagt noch mal der iranische Übersetzer Junesi? »Das Übersetzen ist die höchste Stufe des Genusses auf dieser Erde.«

## Neues aus dem Cyberspace

### Litera-Touren

Links zu 500 Glossaren: <http://www.jump.net/~fdietz/glossary.htm> <Susanne Starke-Perschke>

Lexikon der Jugendsprache: [http://main.amu.edu.pl/~macbor/lex\\_d\\_jugendsprache.html](http://main.amu.edu.pl/~macbor/lex_d_jugendsprache.html)

Erlanger Liste – ganz viele Links zum Thema deutsche Literatur und Sprache: [http://www.phil.uni-erlangen.de/~p2gerlw/ressource/text.ht\\_Hlt475282248m\\_Hlt475282248l](http://www.phil.uni-erlangen.de/~p2gerlw/ressource/text.ht_Hlt475282248m_Hlt475282248l)

Eine riesige Sammlung deutscher Sprichwörter: [http://members.aol.com/wilgoe/spruchinh.ht\\_Hlt475282255m\\_Hlt475282255](http://members.aol.com/wilgoe/spruchinh.ht_Hlt475282255m_Hlt475282255) <Petra Kopp>

Sprichwörter-Sammlung, manche sogar in Latein, Englisch und Französisch: [http://members.aol.com/wilgoe/spruchinh.ht\\_Hlt475282264m\\_Hlt475282264](http://members.aol.com/wilgoe/spruchinh.ht_Hlt475282264m_Hlt475282264)

Das größte Schüttelreimarchiv der Welt: <http://www.schuettelreime.at>

Thesaurus für historische Texte: <http://members.aol.com/eschmarer/berufe.htm>

Englische Literatur: <http://www.library.uiuc.edu/kolbp/> <Reinhard Kaiser>

Musik wird störend oft empfunden, ist mit Recherchen sie verbunden. Viel kürzer sind die Schnüffelfunden, hat man den rechten Link gefunden:

Das allumfassende Musikportal: <http://allmusic.com> (übrigens: verwandt und verschwägert mit dem allumfassenden Filmportal <http://allmovies.com>)

Schlagertexte: <http://www.telefonterror.de/schlager/> <Barbara Slawig>

Liederdatenbank: <http://www.lyrics-online.de>  
 Als Suchbegriff(e) können Wörter aus den gesuchten Songs eingegeben werden.

Libretti: <http://copper.ucs.indiana.edu/~lneff/libretti.html>

Opernhafte: <http://operabase.com/en/> <Werner Richter>

Parleh-wuu Fran-zeh?

Kanadisches Französisch: [http://www.yahoo.fr/Sciences\\_humaines/Langues\\_et\\_linguistique/Langues\\_et\\_dialectes/Francais/références\\_générales\\_d'un\\_moteur\\_de\\_recherche\\_au\\_sujet\\_de\\_la\\_langue](http://www.yahoo.fr/Sciences_humaines/Langues_et_linguistique/Langues_et_dialectes/Francais/références_générales_d'un_moteur_de_recherche_au_sujet_de_la_langue)

[http://www.yahoo.fr/References\\_et\\_annuaires/Dictionnaires\\_et\\_glossaires/Francais/références\\_d'un\\_moteur\\_de\\_recherche\\_avec\\_liens\\_directs\\_vers\\_des\\_dictionnaires](http://www.yahoo.fr/References_et_annuaires/Dictionnaires_et_glossaires/Francais/références_d'un_moteur_de_recherche_avec_liens_directs_vers_des_dictionnaires)

<http://www.culture.gouv.fr/culture/int/index.html>  
 liens utiles en abondances

<http://www.culture.fr/culture/dglf>  
 terminologie et néologie, terminologie des ressources

<http://www.francophonie.hachette-livre.fr>

[http://www.endirect.qc.ca/~quebec/salon\\_quebecois.html](http://www.endirect.qc.ca/~quebec/salon_quebecois.html) Joul/Québécois

<http://www.lava.net/~quebec/salon/glossaire/glossaire.html>  
 detto (mit F/E-Üb.): <http://www.notam.uio.no/~hcholm/altlang/ht/Quebecois.html>  
 detto

<http://www.lacim.uqam.ca/plouffe/Simon/dico.html>  
 Dico de la Confusion/Snafu Dictionary <Bettina>

Tiere und Pflanzen in Teilen und im Ganzen

Eine tolle Schmetterlings-Site: <http://www.funet.fi/pub/sci/bio/life/warp/index.html> <Astrid Ogbeiwi>

Glossar Lat/Deu/Eng aller Eulen: <http://www.uni-hohenheim.de/~bahagish/Strigiformes.html>

Das gesamte Tierreich nach moderner Klassifikation mit deutschen und englischen Namen: <http://www.uni-hohenheim.de/~bahagish/update.htm>

...und deren lateinische Namen: <http://altavista.digital.com/cgi-bin/query?pg=aq&what=web&text=yes>

Tier- und Pflanzennamen D/E/Lat: <http://www.hohemut.ch/tpverzeichnis.htm>

Dies und das und allerlei

Virtuelles Museum, mit Gemälden aller Epochen – Geheimtipp für Beruflich und Privat: <http://www.artchive.com>

Die Rechtschreib-Sonderregeln der Presseagenturen: <http://www.dpa.de/home1.html>

Konvertier-Service, nützlich und kostenlos: Dokumente im PDF-, RTF- und Word-Format (also von »Acrobat Reader«, vom Datei-»Esperanto« und von Winzigweich) in Webseiten konvertieren. Erst muß man sich registrieren bei: <http://www.gohtm.com>  
 Dazu gibt man seine email-Adresse und ein persönliches Paßwort an. Dann kann man sich einloggen und das Dokument per e-mail abschicken. Nach kurzer Zeit kommt das Ergebnis, wieder per e-mail als ZIP-Attachment zurück.

Webadresse bereits vergeben? An wen? Für Neugierige – oder als indirekte Suchmaschine: Ein Schnüffler für Top-Level-Domains: Nach Eingabe des gesuchten Namens verrät: <http://www.domainforum.de>

Wer die Adresse schon besitzt, welche anderen URLs der Inhaber für sich gepachtet hat und welche Alternativen mit anderen Endungen oder mit abgeänderten Namen noch zu haben sind.

...und zum Schluß Eigenwerbung: Wozu die Straßenkarte bemühen, wenn doch z.B. das Niedersächsische Unternehmen Tele-Info-Digital Publishing kostenlos Routenberechnungen und Stadtpläne innerhalb Deutschlands anbietet: <http://www.teleinfo.de>

Wozu den Atlas bemühen, wenn eine Pseudo-Route an jeden gesuchten Ort Europas führt und man sich diesen und die Umgebung detailreicher angucken kann als auf jeder erreichbaren Karte – und alles gratis, Ausdrucken inklusive. Die Links dazu sind zu finden unter <http://roi.orf.at/roi/hotline>

Folge 14 vom 4. Februar. Auch die anderen Ausgaben dieser Kombination von Broadcasting und Webcasting sollten nicht ganz uninteressant sein.

*Wolf Harranth*

**Übersetzen** (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis DM 10.-, Jahresabo DM 28.- zzgl. Versandkosten.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart.

Bankverbindung: BfG-Bank AG Stuttgart, Konto-Nr. 1084720200, BLZ 60010111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Marion Sattler Charnitzky, Steffanstr. 22, 68623 Lampertheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Matthias Ries. Druck: Druckerei Deringer, Worms.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.